

Missionarischer und reformerischer Geist

Gedanken zum Fest des hl. Bonifatius

Von Vitus Seibel SJ, München*

„Ein Benediktiner, ein Angelsachse, ein Mann aus einer fernen Zeit ist zum Apostel der Deutschen geworden. Was könnte das bedeuten für uns hier und heute?

Ich weiß nur, wie es mir dabei geht. Ich muß also zunächst von mir reden. Ich finde mich vor, hier und heute als einer, der sehr deutlich empfindet die Realitäten, die um ihn herum sind und die in ihm sind, und die mich nur zu oft sagen lassen: da kommst du doch gar nicht dagegen an. Da kannst du nichts dagegen machen. Die Realitäten sind hart und sind, wie sie sind. Und da ist nicht daran zu rütteln. Ich finde mich vor als einer, der sich ausgeliefert fühlt an viele Götter und Götzen, die mich sehr stark erfahren lassen: diejenigen, die in dieser Welt das Sagen haben, sind stark. Ich fühle mich von ihnen korrumpiert, ich fühle, wie sie immer neu Gewalt über mich zu erringen suchen. In all dem erfahre ich mich als einer, der sich anpassen will, der nicht blöd dastehen will, der nicht in Gefahr geraten will, ausgelacht zu werden von denen, die es besser wissen, wie es zuzugehen hat in dieser Welt. Ich möchte nicht anders sein. Ich möchte nicht herausragen. Ich möchte nicht irgendeine Idee haben, über die andere die Nase rümpfen. Ich versuche, allem zu entgehen, was schwierig ist. Ich versuche, das Harte zu vermeiden. Ich versuche, mich vor jenen zu drücken, die harte Fragen stellen. Ich gehe lieber zu denen, bei denen meine frommen Sprüche vielleicht noch etwas nützen. Vor denen, die anders sind, die ungläubig sind, die Atheisten sind, die säkularisiert sind, hüte ich mich.

So also komme ich mir vor. Und nun steht der hl. Bonifatius, der Apostel Deutschlands da, und ich soll etwas von ihm lernen. In ihm finde ich etwas, was vermutlich bei allen Ordensstiftern gewesen ist, was in den Regeln unserer Orden so deutlich zutage tritt, nämlich: den missionarischen Geist. Bei Bonifatius, bei unseren Ordensstiftern, in unseren Ordensregeln, da ist dies doch mit Händen zu greifen, da ist Schwung, da ist Kraft, da ist Elan. Diese Großen kennen sehr wohl die Realitäten, die sie umgeben. Sie kennen die Götzen und die Götter, die sie gefangen nehmen wollen, alle ganz genau. Sie wissen, was das ist, diese Versuchung, sich anzupassen. Sie wissen auch, was das ist, immer nur bei den Eigenen zu sein und sich nicht hinaus zu wagen zu denen, die Christus noch nicht kennen. Und trotzdem sagen sie: wir haben doch eine Geschichte zu erzählen. Wir haben doch zu berichten von einem Sieg, der die Welt über-

* Predigt bei der Eucharistiefeier während der Mitgliederversammlung der Vereinigung Deutscher Ordensobern am 5. Juni 1978 in Würzburg.

wunden hat. Sollen wir uns denn da verkriechen in unseren Löchern? Was sollen wir denn da immer sagen, daß die Realitäten stärker sind? Was sollen wir denn immer herumjammern? Was sollen wir uns denn immer ausliefern an diese Götzen? Haben wir nicht Christus auf unserer Seite? Und ist das nicht einer, den wir aller Welt zu verkündigen haben, ob gelegen oder ungelegen?

Ich wünsche mir also, daß ich vom hl. Bonifatius, von unseren Ordensgründern, wieder etwas lerne von diesem Geist des Missionarischen. Von diesem Geist, der nicht bei sich selber bleibt, der sich nicht zufriedengibt mit dem, was er schon hat, und der nicht immer wieder nur die beseelsorgert, die sowieso schon von allen Seiten beseelsorgert werden. Sondern, der hinausgeht, der wachsen will, der in allen Menschen Gestalt gewinnen will, auch bei denen, die Christus noch nicht kennen, die ihn schon wieder verloren haben, die uninteressiert sind oder die hochmütig nur ein Lächeln übrig haben für das, was er will. Ich möchte so gern, daß wir missionarisch sind, daß wir etwas von dieser Kraft, von diesem Schwung haben, der Bonifatius beseelt hat. Metz hat es uns ja wohl auch ins Stammbuch geschrieben, daß die heutige Zeit eine Zeit der Orden sein könnte, wenn wir von dieser missionarischen Kraft beseelt wären, die daraus lebt, Christus zu verkündigen. Unsere Zeit braucht den missionarischen Geist.

Das ist das eine. Das andere: wenn ich auf diesen Benediktiner, Angelsachsen, den Mann aus ferner Zeit schaue, der der Apostel der Deutschen geworden ist, und mich dagegen halte, dann muß ich sagen: ich bin ein Mensch, der immer wieder in Stagnation gerät, der nicht vorwärts geht, sondern stehen bleibt. Ich entdecke mich als einen, der immer neu abgestumpft wird, anstatt zu staunen. Ich weiß, was Resignation ist, was Müdigkeit, was Kleingläubigkeit ist. Ich weiß, was Sünde ist. Ich vermute, daß ich dabei nicht nur von mir spreche, sondern auch von Ihnen.

Bonifatius war nicht nur missionarisch, nach außen gewandt. Er war auch reformerisch, nach innen. Er ist in eine Zeit geraten, wo die erste Welle der Christianisierung in Deutschland schon vorbei war, wo die irischschottischen Mönche schon am Werk gewesen waren und wo inzwischen schon wieder die Stagnation eingetreten war. Wo es wieder niedergegangen war, wo die eigenen Interessen überhand genommen hatten, sah er es ganz genau: Christ sein kann man nur, wenn man ständig in der Reform bleibt. Er hat reformiert — und das mag eine äußere Komponente sein — indem er Bistümer und Klöster gründete, aber, was dabei dahintersteht, das ist Reform der Herzen.

Er war einer, der wußte: der Mensch muß sein ein Mensch des Wandels, nämlich ein Mensch, der sich ständig neu bekehrt, der sich nicht einredet, er hätte schon alles und er wüßte schon mit allem, wie es zu gehen habe,

und dessen Urteile so schnell zu Vorurteilen werden, der verhärtet ist und der sich nicht mehr ändern will. Was er wollte, waren Menschen des Wandels, Menschen der Bekehrung.

Und wohin er reformieren wollte, das war: er wollte Menschen der Kirchentreue. Es kam nicht von ungefähr, daß er so starken Kontakt mit Rom gehalten hat. Er wollte damit zeigen, daß es nicht genügt, in irgendwelchen partikularistischen oder provinziellen Interessen Christentum zu leben. Es muß die Einheit da sein, die Verbindung mit dem Haupt, die Treue zur Kirche, die mehr ist als kleine Kirchturmpolitik.

Bonifatius wollte Menschen, die da sind für andere. Egoisten, die dauernd nur um sich selbst kreisen, die hat es damals genug gegeben, auch unter den Priestern. Und die gibt es heute mehr als genug. Egoisten brauchen wir nicht, von denen haben wir genug. Wir brauchen Menschen, die für andere da sind. Das ist Reform.

Und er wußte: wir brauchen Menschen, die für Gott da sind, die eine Perspektive haben, die die Dinge einzuordnen wissen, die Erfahrung haben, daß eines wichtig ist: das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit. Und alles ist im Vergleich dazu nichtig. Gott zuerst und Gott vor allem und Gott in allem, das war die Reform, die er wollte. Ist dies nur etwas für Menschen von damals? Bräuchten wir diesen Apostel von Deutschland nicht auch heute?

Ich wünsche mir so sehr, daß wir Menschen dieser Reform werden. Wir befassen uns in diesen Tagen mit der *Formatio*, mit der Ausbildung. Ich glaube, Reform ist nicht nur etwas, was wir unseren jungen Mitbrüdern bringen und predigen müssen. Ich glaube, wir müssen uns zu allererst selber reformieren.

Missionarisch sein, reformerisch sein: könnte dies etwas sein, was heute den Orden gut anstünde? Lassen Sie uns miteinander diesen Weg gehen. Dazu ver helfe uns Gott, der Vater, der Sohn und der Heilige Geist. Amen.“